Prof. Dr. Klaus Kocks
ceterum.censeo@mailtrack.de

„WARUM WIR REISEN UND RASTEN – VOM MENSCHENRECHT AUF MOBILITÄT“

Brandenburgischer Tourismustag

Bad Saarow, 21. November 2008

Redemanuskript

Es gilt das gesprochene Wort.

(Anrede)

Der Titel meines kleinen Vortrags ist „Warum wir reisen und rasten – Vom Menschenrecht auf Mobilität“: Ich hätte ihn auch nennen können: „Von wegen wegen die Zitronen.“ Es geht also darum, wie man beim Fremdenverkehr mit Zitronen handelt, wenn man meint, es ginge um die Zitronen.

In einem Lexikon habe ich zur Vorbereitung folgenden Artikel gelesen: „Die Grand Tour (auch: „Kavalierstour“, „Kavalierreise“, „Junkerfahrt“ u. a.) war die Bezeichnung für eine seit der Renaissance obligatorische Reise der Söhne des europäischen Adels, später auch des gehobenen Bürgertums durch Mitteleuropa, Italien, Spanien und auch ins Heilige Land. In weiterem Sinne

wurden auch Bildungsreisen erwachsener Angehöriger der genannten Stände so genannt. Insbesondere in England fand sie im achtzehnten Jahrhundert ihren reichen literarischen Niederschlag. Die Grand Tour stelle ursprünglich den Abschluss der Erziehung dar und sollte der Bildung des Reisenden den „letzten Schliff“ geben. Die Adeligen suchten insbesondere bedeutende europäische Kunststädte auf und besichtigten dort Baudenkmäler aus Antike, Mittelalter und Renaissance, reisten durch pittoreske Landschaften, sprachen aber auch an europäischen Fürstenhöfen vor. Dabei sollten sie Kultur und Sitten fremder Länder kennenlernen, neue Eindrücke sammeln und für das weitere Leben nützliche Kontakte knüpfen. Weiter diente die Tour der Vertiefung von Sprachkenntnissen sowie der Verfeinerung von Manieren, allgemein dem Erwerb von Weltläufigkeit, Status und Prestige. Gerade für adlige Reisende war es auch reizvoll, Lektionen französischer oder italienischer Fechtmeister in Anspruch zu nehmen und dadurch ihre Kenntnisse im Waffenhandwerk zu vertiefen. Unausgesprochenes weiteres Ziel war häufig die Erlangung einer gewissen Erfahrung in erotischen Dingen, manchmal auch die Anbahnung von Heiratsmöglichkeiten.“ Und da wir gerade im Lexikon sind, der Eintrag zu

„Garniertes Bett“: „Vielfach boten die Zimmerwirte dem Reisenden über das Bett hinaus gegen Aufpreis auch eine Gefährtin für dasselbe an; als besonders extrem galten die Verhältnisse in Venedig, wo Kuppler und Huren ihre Dienste den Fremden geradezu aufdränten. Häufig wurde die Gelegenheit dankbar ergriffen – zumal das Sammeln erotischer Erfahrungen durchaus mit zu den unausgesprochenen Zielen der Grand Tour gehörte… Thomas Coryat gilt als Vater der sogenannten Grand Tour. Daneben wird ihm auch die Einführung der Gabel in England zugeschrieben, die in Italien schon gebräuchlich war.“

(Anrede)

Ich war nicht eingeladen, um zu Ihnen über Messer und Gabel zu reden. Ich will Sie nicht lange auf die Folter spannen, und Sie warten lassen, auf das, was ich zu sagen habe. Deshalb jetzt gleich und vorweg: Sie suchen für meine Begriffe zu wenig, was Ihnen am meisten fehlt. Sie rennen sehr oft in die falsche Richtung. Was nützt der neue Wanderweg und die neuen Bänke, wenn niemand weiß, warum er dorthin reisen und dann dort rasten soll. Weil es so schön dort ist? Das ist kein Grund. Schön ist es im Westerwald, wo ich wohne, auch, aber sterbenslangweilig. Da ist der Hund verfroren. An meinem Bauernhaus

hängt eine Bronzeplakette: „Hier war schon 1750 nichts los!“ Und genau so ist es.

Ein Urlaubsziel ist nur dann erfolgreich, wenn es eine Marke ist. Eine Marke ist eine Geschichte, die man mit zwei, drei Symbolen, einer kleinen Geschichte erzählen kann. Eine Marke will immer zwei Dinge: für sich selbst attraktiv sein und sich klar von allen anderen unterscheiden, also im doppelten Sinn relativ einmalig. Was macht Sie einmalig? Ihre, so sagt man wohl, Destination. In dem Pigeon-Englisch unserer Zeit heißt das ja wohl Zielort. Eigentlich heißt es Schicksal. Sie merken, ich neige zum Grundsätzlichen.

Kann man sich selbst zur Marke machen? Das ist sehr schwer, weil die Selbstbetrachtung oft fehlleitend ist. Man braucht dazu Fachleute, PR-Fachleute, Öffentlichkeitsarbeiter. Marketingexperten tun es vielleicht auch. Die Kosten sind nicht viel höher als ein paar Wanderwege, über die keiner läuft, und Parkbänke, auf denen keiner sitzt. Man braucht einen Grund zu reisen und einen Grund, um zu rasten. Um zu einem bestimmten Ort zu reisen, braucht man einen bestimmten Grund und um dort zu verweilen einen ganz bestimmten. Die Dinge werden kompliziert.

Bevor ich gleich endgültig ins Grundsätzliche gehe, nur ein konkretes Beispiel. Ich habe aus

den Zeitungen und aus dem Fern-
sehen gelernt, dass es vor den
Toren Berlins, nahe dem weiß Gott
nicht attraktiven Werder an der
Havel eine „Toscana“ gibt, wo
irgendwie etwas los ist. Und eine
unglaubliche Seenlandschaft. Ein-
stein soll da gewohnt haben. Und
die Geliebte von Goebbels.
Seitdem schwirrt mir
„Schwielowsee“ im Kopf rum. Und
wenn es ein verbautes Hotel mit
lausigem Pool auf dem Gelände
eines ehemaligen FDGB-Heimes
ist und wenn mir da Gesichter aus
einer Truppe für Sondervermögen
bekannt vorkommen und wenn
einer der Besitzer mein Berufs-
kollege Hans-Hermann Tiedje ist,
eines hat er geschafft, der Hund:
Ich habe irgendwie das Gefühl,
dass ich mir eine Toscana oder
Venedig oder so vor den Toren
Berlins mal ansehen muss. Ich
meine, wenn es Einstein dort ge-
fallen hat. Lassen wir das mal mit
der Geliebten von Goebbels. In der
Tagesschau habe ich gesehen,
dass sie dort Kurt Beck versenkt
haben und den bräsigen Stein-
meier aufs Pferd gehoben. Und es
sah aus, wie eine amerikanische
Kleinstadt in Neuengland. Und ein
Hemingway-Irgendetwas haben sie
da auch, hat mir ein Journalist
erzählt. Und es liegt gleich hinter
Potsdam. Das ist für jemanden aus
Moabit ja im Nahbereich. Warum
kriege ich diesen Mist nicht mehr
aus dem Kopf? Weil mir ein
Kollege gesagt hat, es sei ideal für
ein „Brighton Weekend“. Das ist für

Londoner seit 150 Jahren eine Institution: ins Seebad Brighton zu fahren, für einen Kurzurlaub. Die Jungs nennen das auch „dirty weekend“. Was, zum Teufel, machen die in Brighton???

(Anrede)

In einem alten Buch, „dem Musen-almanach auf das Jahr 1786“ wurde ein Lied abgedruckt unter dem Titel „Urians Reise um die Welt“, dessen Anfangsverse wir bis heute kennen. Sie lauten: „Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen.“ Das nehmen wir als Leitmotiv unserer Überlegungen zur Frage, warum Menschen reisen und rasten. Es gibt einen Zusammenhang zwischen dem Reisen und dem darüber Erzählen. Zwischen Aufbruch und Rückblick haben also Erlebnisse zu liegen, über die man in Erzählungen be-richten kann. Die Reise und die Reise-Erzählungen gehören auf das Engste zusammen. Wer also zum Reisen verleiten will, wird Er-lebnisse möglich machen müssen, von denen man erzählen kann. Und schon hier taucht das erste Ausschlusskriterium für Reiseziele auf: Wenn es keine berichtens-werten Erlebnisse gibt, vergessen Sie es. Eine Reise hat keinen instrumentellen Sinn; es geht nicht darum, dass man irgendwohin muss. Das ist Transport oder Logistik. Eine Reise ist eine erleb-nisbezogene kulturelle Ver-anstaltung. Auch das Betrachten

einer herzergreifend langweiligen Landschaft ist für den Städter eine Geschichte. Er sieht nämlich nicht Weide, Kuh und Zaun. Er liest dabei Rousseau über die heile Natur und er lebt sentimental die Vertreibung aus dem Paradies nach. Er philosophiert, auch wenn er so aussieht, als wenn er nur in die Gegend glotzt. Das weiß die Menschheit schon sehr lange. Die abendländische Kultur, die wir bis heute erinnern, beginnt mit Homer, dem blinden Dichter aus der griechischen Antike. Wir sind im 8. Jahrhundert vor Christi Geburt und einer Welt, die in den Geschichtsbüchern immer als Kleinasien bezeichnet wird, aber eigentlich nichts anderes ist als der Mittelmeerraum im weitesten Sinne. Wir sind nicht weit von jenen Orten, in die heute wieder der Massentourismus strömt. Homer erzählt in seinem Epos „Odyssee“ von den Reisen des Königs Odysseus aus Ithaka auf der Heimkehr aus dem Trojanischen Krieg. Und das beginnt so: „Sage mir, Muse, die Taten des viel gewanderten Mannes, / Welcher so weit geirrt, nach der heiligen Troja Zerstörung, / Vieler Menschen Städte gesehen und Sitten gelernt hat, / Und auf dem Meere so viel unnennbare Leiden erduldet, / Seine Seele zu retten und seiner Freunde Zurückkunft. /“ Ich breche ab, denn insgesamt sind es 12.000 Verse zur Irrfahrt des Odysseus, die endet wie noch heute. Er kommt nach Hause und seine Frau macht mit

anderen Kerlen rum. Denkt er jedenfalls im ersten Augenblick, aber, dann erweist sich Penelope doch als treue Seele. Die Reisen sind bei Homer eine schier endlose Abfolge von Abenteuern, der unglaublichsten Art. Hätte es Odysseus nach Brandenburg verschlagen, wäre Homer dann als Dichter verhungert?

Das bleibt bis ins Mittelalter der Kern des Reisens: Fremdes kennengelernt und „Aventiure“, Abenteuer, bestanden zu haben. Ich werde Sie jetzt nicht auch noch in die Zeit von Friedrich Barbarossa und die Kreuzzüge entführen oder aus dem Parzival des Wolfram von Oschersleben oder des Hartmann von der Aue zitieren. Mein Punkt war, von der griechischen Antike bis ins 12. Jahrhundert ist in unseren Breiten die Reise vor allem der Anlass von Erzählungen, die abenteuerliche Begebenheiten berichten.

Das ist ein gänzlich anderes Prinzip als jenes, nach dem man Verwahranstalten und Altenheime führt. Ein böses Wort sagt, dass dort das „Doppelte S“ gelte. Hauptsache die Insassen seien sauber und satt. Das ist auch das Kriterium schlechter Touristik: sauber und satt. Wenn Sie hier nach Bad Saarow reinfahren, sehen Sie genau diese Auslobung an den mittelmäßigen Einrichtungen: „Futtern wie bei Muttern“ und „Hauptsache, ein

Dach über'm Kopf". Das war es noch nie. Seit mindestens dreitausend Jahren ist Reisen etwas anderes. Und dies hat nichts mit Mangel- oder Überflusswirtschaft zu tun, es hat nichts mit DDR-Standard zu tun. Wir erleben Tourismus in Regionen, die nun wirklich karg sind und unter geringem Lebensstandard leiden. Der unterentwickelte Standard und die vernachlässigte Attraktivität haben damit zu tun, dass vergessen worden ist, worin die Idee des Reisens liegt: Erlebnisse ermöglichen, die erzählenswert sind. Reisen ist Kultur, nicht Logistik. Wenn das ein Problem unserer Tage ist, dass vergessen wurde, wo der eigentliche Kern des Reisens liegt, soll es erlaubt sein, an zwei Beispielen noch einmal in die Historie auszubrechen.

Zunächst zu den sogenannten Entdeckungsreisen, dann zum Pilgern. Wir erinnern uns, wenn wir über das Reisen als Erweiterung unseres Horizontes sprechen, an so bekannte Namen wie Christoph Kolumbus oder Vasco da Gama, an James Cook oder Alexander von Humboldt. Geografisch geht es um den Ausbruch aus dem Mittelmeerraum. Indien, Südamerika treten in den Gesichtskreis der Europäer am „mare nostrum" ein. Zu allererst waren es natürlich militärische und wirtschaftliche Interessen, die hier sachwalteten. Die Hansen Spaniens, Englands, der Niederlande traten an, sich

durch Handel die Welt zu unter-
werfen. Aber es war eben auch
mehr. Alexander von Humboldt war
Naturforscher. Er gehörte zu den
viel gelobten preußischen
Reformern, die auch geistig aus
den engen deutschen Landen aus-
brachen, um Expeditionen zu
unternehmen. Man muss das den
inzwischen überheblich ge-
wordenen Bergvölkern in Bayern,
Südtirol bis in den Mezzogiorno
immer wieder erklären: Die
Revolutionen des 19. Jahrhunderts
waren auf Sand gebaut. Dieser
Fortschritt kam aus Brandenburg.
Entdeckungsreisen sind auf neue
Erkenntnisse orientierte Ver-
anstaltungen, der Stoff für
Erzählungen von Fremdem liefert,
der die vertraute Welt erhellt. Es ist
sofort einleuchtend, dass in einer
alles vereinheitlichenden Welt
keine Entdeckungen mehr möglich
sind. Wenn man den Aus-
stattungsstandard etwa von Hotels
und Pensionen so weit vereinheit-
licht, wie das internationale Hotel-
ketten tun, müssen Sie, wie der
viel belächelte japanische Tourist
in den Kalender sehen, um
herauszukriegen, wo Sie sind,
wenn Sie morgens die Augen auf-
schlagen. Bevor wir auf die Pilger-
reise kommen, zunächst kritische
Anmerkungen zur Wirkung der so-
genannten Industrialisierung im
Übernachtungsgewerbe. Mit
Industrialisierung meine ich vor
allem Architektur und Angebots-
paletten großer Hotelketten: Hier
wird die Möglichkeit der Ent-

deckung natürlich gänzlich ver-
nichtet. Ich befinde mich in einer
synthetischen Globalkultur, die
man als perfekt empfinden kann.
Der Handelsreisende mag es
mögen, dass ihn ein solches
industrialisiertes Angebot erwartet,
immer und überall. Plastic people
in a plastic world. Aber es steht der
Idee des Reisens im Wege. Aus
dem Arbeiterwohnungsbau in
England im 19. Jahrhundert gibt es
dazu eine aufschlussreiche
Episode. Ein Bergmann kehrt nach
der Schicht in die gleichförmige
Siedlung identischer Häuser im
Dunkeln der Nacht zurück. Öffnet
die Haustür, legt sich ins Bett, voll-
zieht seine ehelichen Pflichten,
frühstückt seine Eier mit Speck.
Liest die Zeitung, und geht wieder
zur Arbeit. Die Ehefrau hört, wie er
die Tür zuzieht, und schaut ihm,
plötzlich aufblickend, verwundert
nach. Es war nicht ihr Mann. Sie
hatte sich gestern Abend schon
gewundert, wie er den Schlüssel in
der Tür umdrehte. Jetzt, an der Art,
wie er die Tür schloss, war ihr klar,
das war nicht er, sondern der
Nachbar.

Wir sind uns einig, in der
Industrialisierung, gleich auf
welchem Niveau, kann nicht die
Zukunft liegen. Denn die Freizeit,
die im Rahmen dessen, was Marx
Entfremdung genannt hat, der
Arbeit entsprungen ist, soll ja was
anderes sein als das Diktat des
Fließbandes. Sie gilt als ein
Refugium der Selbstverwirklichung.

Dort soll der Mensch Mensch sein können, was mit der Vorstellung einer Individualität verbunden ist. Es ist unübersehbar, dass der Massentourismus sein eigenes Ideal wieder aufhebt. Wie die Hammelherden werden die Massen verschoben, gefüttert und zwangsvergnügt. All inclusive. Urlaub in der Legebatterie. Nur die Hühner laufen noch frei: Fließ-bandurlaub, da hätte man auch auf Arbeit bleiben können. Aber der Mensch hat eine erstaunliche Fähigkeit, Widersprüche auszu-halten. Solange der Wahn eitel scheint, überstrahlt der Mythos scheinbar mühelos die Wirklichkeit. Ein altes Arbeiterlied lautet „Zur Freiheit, zur Sonne“, eine interessante Kombination, die viel verspricht. Denn mit Freiheit hat die Massentouristenhaltung in Antalya wenig gemein, eigentlich nur die Idee.

Um Ideen geht es dem Reisenden im eigentlichen Sinne. Ich werde später behaupten, dass jede Reise eine Pilgerreise ist. Die klassische Pilgerreise, jüngst als Jakobsweg ja selbst bei platten Komikern aus Recklinghausen („Ich bin dann mal weg.“) in Mode war immer eine symbolbeladene Fahrt. Ob bis in das „Gelobte Land“ oder als Wall-fahrt zu Heil versprechenden Orten wie Lourdes, man nahm den Pilgerstab im Bewusstsein höherer Bedeutungen. Klopstock hat es so weit getrieben, das ganze Leben als Pilgerreise zu sehen: „Pilger

sind wir / wallen hier, / Gottes Stadt, nach dir gen Himmel.“ / Oder in den Worten des Kaysersbergschen Narrenschiffs: „unser Leben ist ein bilgerfahrt.“ Reisen kommt vom mittelhoch-deutschen „raizen“, das auch in dem englischen „to rise“ steckt, sich erheben. Man erhebt sich zu einem besonderen Vorhaben.

Nun mögen Sie finden, dass es damit der Bildungshuberei wirklich genug sei. Schließlich sei Reisen eine Freizeitveranstaltung, über die man nicht auch noch schwere Gedanken stülpen müsse. Es ginge um Erholung und Vergnügen und nicht irgendwelche religiösen oder hochkulturellen Übungen. Sie haben recht, jedenfalls auf den ersten Blick. Im englischen Fernsehen habe ich einmal ein Kurzinterview mit einer jungen Frau aus den Midlands gesehen, die die Frage, warum sie mit den Billigfliegern nach Malle reise, so zusammenzufassen wusste: „Gettin’ pissed ’n laid!“ Das heißt, wenn man es etwas aus dem Slang herausholt: „Um betrunken zu sein und gelegt zu werden!“ Womit zwei Grundbedürfnisse ja kurz und knapp beschrieben werden, Rausch und Sex. Aber Vorsicht mit der Annahme, dass dies dann keine Pilgerfahrt sei. Es ist nur ein anderer Gott. Der Gegenwartsphilosoph sagt: „Der Mensch ist ein ekstatisches Tier.“ Die Flucht in die Sonne-Sand-Strand-Regionen ist natürlich auch nichts anderes als

die Anbetung eines Götzen. Für die bleichen Leiber nordischer Menschen und ihre vertrockneten Seelen erfüllt sich hier eine quasi-paradiesische Vorstellung. In gebräunter Haut, bei knapper Bekleidung wähnt sich der Tourist nahe am Paradies, dem ursprünglichen Glück. Während die Wüstenbewohner die Sonne meiden, zieht sie die rothaarigen Blätterteighäute aus Irland oder Leipzig an. Es geht ja nicht um das Solare als Solares. Es geht um Rausch und Sex, auch und gerade am Ballermann. Und es ist vorstellbar, dass man sich von Rausch und Sex in Neuruppin etwas weiter entfernt fühlt, oder?

Alle Reisen sind, wenn sie als gelungen erlebt werden, Entdeckungs- und Pilgerreisen, die Götter und Götzen mögen wechseln, aber nicht diese Grundstruktur. Für die gebildeten Zeitgenossen Goethes, denen es gelang Weimar zu entfliehen und nicht ans Schwarze Meer zu müssen, war dies die Italienreise, in das Land, in dem die Zitronen blühen. Am 3. September 1786 um 3 Uhr nachts bestieg Goethe eine Postkutsche, heimlich entfloh er seiner Tätigkeit als Minister in Weimar. Neudeutsch gesagt: Er verpisste sich, weil er einen „burn-out“ hatte. Und Sie denken nun, er interessierte sich für die Malerei der Renaissance, für Michelangelo, Giotto, Bernini. Unsinn, er lag im Gelände herum und malte. Ich

zitiere ein Gedicht aus seiner Feder: „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn, / Im dunklen Laub die Goldorangen glühn, / ein Sanfter Wind vom blauen Himmel weht, / Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht, / Kennst du es wohl? / Dahin / Dahin / Möchte ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!“ Die Literaturlexika verzeichnen kühl: „Auf seiner Italienreise entdeckte Goethe die Liebe, die sinnliche, körperliche.“ Da sehen Sie, unsere englische Working-Class-Queen, die ich zitiert habe, war ganz goethisch drauf. Sex und Rausch, das nennen wir vornehm, das Dionysische, darum ging es. Der Dichterfürst, der uns in einem Bild von Tischbein so lasziv in der Campagna liegend verewigt ist, war auf der sogenannten „Grand Tour“, bei der man sich in Italien die Hörner abzustoßen gedachte. Die Stadt mit der größten Dichte an dem, was man im Englischen „working girls“ nennt, in ganz Europa war Venedig. Das wussten Sie ja schon. Und wenn es nicht um Sex geht, so um Erotik, um ein affektiv aufgeladenes Lebensgefühl. Und bis heute ist dies ein Grund, beim Italiener zu essen, in dem Restaurant mit dem gutaussehenden jungen Kellner, der uns umgarnt, während die Musik eines Sängers aus den Lautsprechern quillt, der sich allen Ernstes tatsächlich Eros Ramazotti nennt. Ramazotti ist ein Likör. Und was Eros ist, brauche ich wohl nicht zu erklären. Hier wird ein

Stück aufgeführt, eine Geschichte erzählt, die des „latin lover“, der große Traum der romantischen Liebe findet eine Bühne. Meine Herren, das hat für Damen eine andere Attraktivität als Eisbein mit Erbsenpüree, glauben Sie es mir.

Zu allem, was ich vorgetragen habe, lässt sich vieles einwenden. Ich rede ja nicht als Tourismus-fachmann. Auch dass ich über einen Teil des Publikums rede, jene sexuell aktiven 20- bis 40-Jährigen, aber nicht jene Alters-partie, die möglicherweise nach Brandenburg fährt, die 60-80-Jährigen. Bei dieser Zielgruppe gehe es, könnte man sagen, nicht um Ramazotti, sondern um Rheumadecken. Deshalb sei das ganze Getue um Rausch und Er-lebniskultur Unsinn. Ich will das nicht hier auch noch argumentie-ren. Aber Sie ahnen doch, dass ich finde, Sie irren! Gerade Männer, die keinen praktischen Sex mehr haben, reden drüber, vor allem aber: Sie spielen ersatzweise Golf. Und damit hätten wir endlich in diesem zwielichtigen Vortrag mal ein Beispiel, das nicht zwielichtig ist. Wahrscheinlich muss ich ohne-hin Abbitte leisten. Jedenfalls bei den Tourismusverantwortlichen in Venedig. Für diejenigen unter Ihnen, die von Thomas Mann „Tod in Venedig“ gelesen haben, ist ja sowieso klar, dass sich auch in Venedig nicht alles um Frauen ge-dreht hat.

Ich komme zum Schluss.

Wir reisen und rasten, um etwas erzählen zu können. Das ist der wahre Grund. Und wir alle lieben die Dichtkunst. Kritische Historiker haben an der China-Reise Marco Polos inzwischen Zweifel, weil bestimmte allgegenwärtige Details des damaligen chinesischen Lebens und auch die Chinesische Mauer in keiner Weise erwähnt werden, welche nach einem 17-jährigen Aufenthalt beim Großkhan sicher eine Erwähnung wert gewesen wären. Die These, er sei gar nicht selbst in China gewesen und gebe in diesem Teil seines Reiseberichtes nur dasjenige wieder, was er im Orient von anderen Chinareisenden gehört hatte, stützt sich laut der britischen Historikerin und Leiterin der British Library Frances Wood u. a. darauf, dass in seinen Reisebeschreibungen wesentliche und bemerkenswerte Besonderheiten der chinesischen Kultur nicht erwähnt werden. Dies betrifft die Chinesische Mauer ebenso wie die typischen chinesischen Schriftzeichen, chinesische und mongolische Bezeichnungen, auch den schon damals in China weitverbreiteten Buchdruck (Blockdruck) (während man in Europa noch mit dem Gänsekiel schrieb), den in dem Land getrunkenen Tee, die geschnürten „Lilienfüße“ der chinesischen Frauen, das für Feuerwerk und beim Militär verwendete, in Europa ebenfalls noch

unbekannte Schießpulver und schließlich auch die überall ständig benutzten Essstäbchen. Darüber hinaus wurde noch keine chinesische Quelle gefunden, die den Aufenthalt Marco Polos in China bestätigt. Dietmar Henze, der Autor der „Enzyklopädie der Entdecker und Erforscher der Erde“ sichtete nahezu alle alten Reiseberichte weltweit und hat sie ausgewertet. Im Beitrag über Marco Polo analysiert er auf 370 Seiten seine Reisebeschreibung mit bislang einzigartiger Sorgfalt, setzt sie zu den darin aufgeführten geografischen Gegebenheiten in Beziehung und vergleicht jeden Satz aus dem Reisebericht mit den Berichten späterer Reisender. Abschließend kommt er zu dem Ergebnis, dass Marco Polo sicherlich nie in China gewesen ist und seinen Bericht aus fremden mündlichen Schilderungen frei zusammengesetzt haben muss. Über Marco Polo fällt er wörtlich folgendes Urteil: „Seine ganze lange vorgegebene Reise indes – und das zu klären, war hier erste Aufgabe – ist ein blankes Fabelstück, um es deutlicher zu sagen: der kolossalste Schwindel der globalen Entdeckungsgeschichte.“ Was zu beweisen war. Wahrheit ist für PR keine relevante Kategorie.

Wir wollen Abenteuer bestehen, in denen wir die Helden sind. Wir würden gerne Fremdes erkunden, um das Vertraute erneut lieben zu können. Wir wollen an die Altäre

unserer Sehnsucht pilgern. Und
weil wir ja keine Spinner sind, ge-
nügt uns ein Zipfelchen von dem,
ein Abglanz, eine Erinnerung. Der
Urlaub ist das Stück vom Paradies
oder der Hölle, das auch Normal-
verdienern, also kleinen Sündern
zusteht. Ich reise und raste, wo mir
Geschichten geboten werden. Wo
man sie mir erzählt und wo ich in
ihnen ein wenig mitspielen kann.
Wem als Region, als Anbieter
solche Geschichten fehlen, der ist
für den Tourismus verloren. Da
nützt auch ein neues Hallen-
schwimmbad rein gar nichts.

Ich halte diesen Witz, dass der
Niedergang des Übernachtungs-
gewerbes einsetzte, als man
Karawanserei und Bordell trennte,
nicht für so ganz daneben.
Jedenfalls, wenn wir es nicht allzu
vordergründig verstehen. Sie
sehen das ja auch am Begriff der
Erlebnisgastronomie; satt werde
ich überall und sei es zu Hause an
der Mikrowelle. Menschheits-
träume will ich erleben, Weltreisen
machen. Mich als Weltbürger
fühlen! Darum gehe ich zum
Griechen, Chinesen, Inder oder in
eine klassische deutsche Gastwirt-
schaft. Wo, zum Teufel, sind die
großen Erlebnisse in Branden-
burg?

Haben Sie für sich, für Ihre
Gegend, für Ihr Haus solche
Geschichten? Dann stellen Sie
sich bitte auf ein Bein und erzählen
Sie sie mir eine davon. Sie haben

in diesen Zeiten dafür 1:30, sprich 90 Sekunden. Wenn ich dann versonnen schaue und in meinem Inneren, im Kopf, im Bauch unruhig werde, dann haben Sie eine Chance.

Kurzum und zum letzten Mal: Sie brauchen Geschichte, Historie und Geschichten, nur das ist Erlebniskultur. Wenn Sie mir, wie im Altenheim, nur „sauber und satt“ zu bieten haben oder „sauber, satt und schön“, vergessen Sie es! Da kann ich auch nach Moabit oder in den Westerwald zurückfahren, wo ich herkomme. Nichts los, ist bei mir zu Hause auch.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

(Ende)